Margaret Mead: Die unterschiedliche Rolle von Mann und Frau bei den Tchambuli

(aus: Mead, Margaret: Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften, Bd. 3: Geschlecht und Temperament in drei primitiven Gesellschaften, München: Dt. Taschenbuch Verl. 1970, Kap. XV und XVII, S. 223-239, 249-256, gekürzt)

[Kap. XV; …] Das Interesse der Frauen an der Kunst beschränkt sich darauf, innerhalb ihres Kreises eine anmutige Rolle zu spielen, ihre Körbe und geflochtenen Kappen mit etwas Malerei zu schmücken und an den gemeinsamen Tänzen teilzunehmen; für die Männer aber ist die Kunst das einzig Wichtige im Leben.

Die Struktur der Tchambuli-Gesellschaft ist patrilinear. Die Gruppen der Männer sind durch männliche Vorfahren verbunden, sie führen einen gemeinsamen Namen und besitzen Gebietsstreifen, die sich von den Berghängen, an denen gelegentlich Gärten angelegt werden, hinunter zu den Frauenhäusern am bewaldeten Fuß des Gebirges bis zum Seeufer erstrecken, an dem jeder Clan, oft auch zwei benachbarte Clans zusammen, sein Versammlungshaus errichtet. Innerhalb dieser männlichen Verwandtschaft bestehen bestimmte Tabus. Der älteste Sohn ist in seinem Verhalten dem Vater gegenüber scheu und zurückhaltend, und so benimmt sich auch der jüngere Bruder dem älteren gegenüber. Zwischen ihnen steht die Erbfolge als hemmendes Element. Die jüngeren Brüder, die davon kaum betroffen sind, gehen ganz zwanglos miteinander um. Die Beziehungen zwischen einem Mann und dem Sohn eines Bruders sind freundschaftlich; diese Männer – ihre Stellung wird auf Pidgin-Englisch sehr anschaulich *small papa* genannt - schalten sich zwischen den kleinen Jungen und deren etwas selbstherrlichen Erziehern, den größeren Jungen, ein. Die Zugehörigkeit zum Männerhaus wechselt, und Streitigkeiten sind häufig. Es braucht nur jemand einen unberechtigten Anspruch auf Vorrang geltend zu machen oder die Frau eines Mannes die Schweine eines anderen nicht zu füttern oder einen entlehnten Gegenstand nicht zurückzugeben, schon zieht die dadurch gekränkte Person weg und lebt bei einer anderen Clan-Gruppe. Trotzdem hält man ein solches Verhalten allgemein für falsch und meint, daß die Männer eines Clans beieinander sitzen sollten, weil in der großen Zahl älterer Männer die Weisheit des Kulthauses begründet liege. Bei Krankheit oder Unglück erklären die Schamanen, daß die schamanischen Geister und die Gespenster der Toten an den Hauspfählen zornig darüber sind, daß ein Mitglied des Clans weggegangen ist. Die Solidarität dieser Männer ist mehr scheinbar als echt; es ist so, als säßen sie alle nur vorübergehend auf dem Rand des ihnen zugewiesenen Schemels, immer auf dem Sprung, bei einem feindlichen Blick oder Wort oder einer feindlichen Berührung fortzugehen. […]

Der Tchambuli-Mann fühlt sich mit seinen sorgfältig frisierten Locken, seinem Lendenschurz aus der muschelgeschmückten Haut von Riesenfledermäusen, seinem gezierten Gang und seinem selbstbewußten Ausdruck wie ein Schauspieler, der allerhand nette Rollen zu spielen hat.

Seine Beziehungen zu allen übrigen Männern sind so heikel und schwierig, daß er sich sogar im Hause eines Mannes des eigenen Clans nur ganz leicht niedersetzt; bei Leuten eines anderen Clans ist er so unruhig und empfindlich, daß er kaum die Speisen berührt. Sein Verhältnis zu Frauen ist die einzige sichere, dauerhafte Gegebenheit in seinem Leben. Als kleines Kind hielt ihn eine Mutter, die zufällig in der Nähe war, lachend im Arm und nährte ihn ebenso großmütig wie lässig, während ihre Finger geschäftig an Schlafkörben oder Regenumhängen aus Schilf flochten. Fiel er hin, so nahm ihn die Mutter wieder auf und steckte ihn unter den Arm, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen. Nie war er allein, immer waren acht oder zehn arbeitende, lachende Frauen um ihn herum, die sich bereitwillig, doch ohne sich ein Bein auszureißen, um seine Bedürfnisse kümmerten. Gab ihm eine andere Frau des Vaters nicht so reichlich zu trinken, so genügte ein kleiner Vorwurf der Mutter: »Gibt es denn so viele Kin-

der, daß man sie vernachlässigen darf?« Seine Kindheit verbrachte er, indem er auf dem Fußboden des großen Wohnhauses herumpurzelte und sich mit anderen Kindern balgte. Sein Mund war niemals leer. Die Frauen entwöhnen ihre Kinder nämlich genauso sorglos und obenhin, wie sie sie gesäugt haben; dem Kind werden einfach Leckereien in den Mund gestopft, damit es zu schreien aufhört. Später gab es dann viel zu essen: Lotosstengel, Lilienstengel, Lotossamen, Malayenäpfel, Zuckerrohr; der kleine Junge verbrachte die ganze Zeit kauend und schmatzend in dem großen Haus mit Kindern seiner Sippe und mit arbeitenden, freundlichen Frauen. Manchmal gab es eine Zeremonie, und die Mutter nahm ihn mit, wenn sie den Tag über in einem andern Haus kochte. Auch hier konnte er unter einer größeren Anzahl Frauen und mit noch mehr Kindern, die auf dem Fußboden herumkugelten, weiter schmatzen und kauen. Seine Mutter hatte immer ausreichend Naschwerk in einem Körbchen bei sich, um es ihm zu geben, wenn er weinte.

Im Alter von sieben oder acht Jahren erwacht in dem Jungen das Interesse für das zeremonielle Leben der Männer. Kommt er während einer Zeremonie einem Kulthaus zu nahe, jagt man ihn oft wohl fort; bei gewöhnlichen Versammlungen kann er jedoch hineinschlüpfen und sich hinter dem Rücken eines *small papa* verstecken. Die älteren Jungen gehen etwas herrisch mit ihm um, schicken ihn auf Botengänge, werfen mit Stöcken nach ihm oder prügeln ihn, wenn er nicht gehorcht. Schnell läuft er die Anhöhe zum Haus der Mutter hinauf, wohin ihn die großen Jungen nicht verfolgen. Wenn er das nächste Mal im Haus einer Frau mit diesen Jungen zusammentrifft, wird er ihre Verlegenheit und Scheu ausnutzen, sie necken und ärgern, ihren Gang und ihre Art nachmachen, ohne daß die großen Jungen ihn angreifen.

Zwischen acht und zwölf Jahren - der genaue Zeitpunkt liegt im Ermessen seines Vaters - findet seine Initiierung statt. Er wird auf einem Stein festgehalten, während ein Onkel mütterlicherseits und ein kundiger Tätowierer allerlei Muster in seinen Rücken schneiden. Der Knabe kann schreien, soviel er will; niemand kommt ihm zu Hilfe, niemand kümmert sich um sein Geheul, und niemand ergötzt sich daran. Völlig unbeteiligt erfüllen die Verwandten geschickt ihre rituelle Pflicht, für die sie anmutige Bewunderung ernten, und der Tätowierer bewährt sich als Künstler, wenn er Muster in den Rücken des kleinen Jungen schneidet. Dann bestreichen sie den Jungen mit Öl und Gelbwurz. Um ihn herum ist ein geschäftiges Treiben, aber der Knabe hat daran keinen Anteil. Sein Vater gibt dem Bruder der Mutter Geschenke. Die Frauen des Mutter-Bruders bekommen schöne neue Grasröcke, neue Regenumhänge, neue Tragkörbe. Um den Jungen, dessen Initiation doch Anlaß zu all der Geschäftigkeit ist, kümmert sich niemand.

Eine lange Zeit des Abgesondertseins folgt. Zum Schlafen darf er nach Hause gehen, aber schon vor Morgengrauen muß er sich, von oben bis unten in einen großen Regenumhang gehüllt, aus dem Frauenhaus schleichen. Sein Körper ist mit weißem Lehm bestrichen. Den ganzen Tag muß er im Kulthaus verbringen. Jeden vierten Tag darf er sich waschen und wird darauf von neuem bemalt. Es ist wirklich sehr unbequem. Manchmal tun sich zwei Männer des gleichen Clans zur Initiierung ihrer Söhne zusammen, aber ebenso oft wird sie an einem Jungen allein vorgenommen. Niemand erklärt ihm, daß das alles nur seinem eigenen Wohl dient, und nichts läßt erkennen, daß die Erwachsenen an den Beschwerden seiner Lage und an seinen Schmerzen Anteil nehmen. Um ihn herum dreht sich alles nur um die Gestaltung der Zeremonie, und wenn der Vater diese noch prunkvoller machen kann, indem er die rituelle Waschung des Jungen erst nach drei Monaten vornimmt, so wartet er eben so lange; an das Kind selbst denkt dabei niemand. Hat sich der Vater jedoch über einen Verwandten geärgert, der ihm bei der Zeremonie behilflich sein sollte, dann wäscht er den Jungen in der ersten Woche nach der Initiation. Diese rituelle Waschung beendet die Zeit der Isolierung. Von der Mutter erhält der Knabe nun einen kunstvoll geflochtenen Gürtel, Muschelschmuck und eine schön verzierte Kürbisflasche mit durchbrochenem Flachlöffel. All das trägt er unter dem Arm, wenn er Männer begleitet, die in seinem Namen Nahrungsmittel, *talibun* oder *kinas* zu anderen Leuten bringen. Er soll sich nun viel im Männerhaus aufhalten, nimmt aber jede Ge-

legenheit wahr, zu den Frauen zu flüchten. Je mehr er sich männlicher Reife nähert, um so eifersüchtiger beobachten sein Vater und die älteren Brüder sein Verhalten ihren jüngeren Frauen gegenüber, vor allem, wenn er auf dem Frauenweg einhergeht.

Die Frauen bleiben aber für den Knaben eine festgefugte Gruppe, die ihm Essen, Rückhalt und auch Zuneigung bietet, gleichgültig, ob es Frauen seiner Blutsverwandtschaft oder die weiblichen Angehörigen seiner künftigen Frau sind. Diese pflegt eine Tochter von Halbbrüdern oder Vettern mütterlicherseits zu sein. Er redet sie mit dem Namen seiner Mutter, *aiyai,* an. Alle kleinen Mädchen vom Clan der Mutter, auf die er seine Hoffnungen richtet, nennt er so. Eine dieser »Mütter« wird eines Tages seine Frau sein. Die Geschenke, die sein Vater in seinem Namen verteilte, als er noch ganz klein war – solche Geschenke muß er jetzt selber zu den Brüdern der Mutter bringen -, gelten als eine Art »Handgeld«, durch das er Anspruch auf eine Frau aus dem mütterlichen Clan erhält. Auf diese Weise bleibt ein Clan mit dem anderen von Generation zu Generation verbunden; denn die Männer jedes Clans besitzen ein Pfandrecht gegenüber den Frauen des anderen. Für den Jungen teilen sich die Frauen also in die Gruppe, auf die er sich stützt und zu der alle *aiyai* einschließlich der eigenen Mutter, deren Schwestern, die Frauen der Vater-Brüder, die Frauen der Mutter-Brüder und die Töchter der Mutter-Brüder gehören; und in die andere Gruppe, der Schwestern des Vaters und ihren Töchtern. Ihnen gegenüber ist sein Benehmen förmlicher, weil keine von ihnen seine Mutter, seine Frau oder seine Schwiegermutter sein kann - die drei Verwandtschaftsgrade, die für die Tchambuli zusammengehören. Bei der Heirat müssen für die Braut außer den bei kultischen Anlässen gesandten Geschenken noch viele *kinas* und *talibun* gezahlt werden, und wegen dieser Zahlungen ist der junge Mann von seinen nächsten männlichen Verwandten abhängig. Ein Waisenknabe, sofern man ihn überhaupt am Leben läßt, hat wenig Aussicht, in jungen Jahren eine Braut zu finden. Er ist das Kind von niemandem - wie kann er da hoffen, eine Frau zu bekommen?

Da die Einstellung des jungen Mannes zu den Frauen aufrichtig und offen ist und es zwischen ihnen keine Komplikationen durch widerstreitende Verhaltensweisen gegenüber Mutter, Schwester, Ehefrau und Schwiegermutter gibt, so bilden auch die Frauen des Hauses, in dem er aufgewachsen ist, eine festgefugte Gruppe. Wenn ein Mädchen heiratet, kommt es nicht in das Haus eines Fremden, sondern zu einer Schwester ihres Vaters, die nunmehr ihre Schwiegermutter wird. Hat der Vater zwei Frauen, so sind sie meistens aus der gleichen Familie und häufig sogar Schwestern. Das Band zwischen zwei Ehefrauen des gleichen Mannes gilt als sehr fest und hält auch nach der Trennung beim Tod des Mannes und der Wiederverheiratung der Witwen. Das Ideal des Tchambuli ist die Ehe eines Mannes mit zwei Schwestern, die als Bräute in ein Haus kommen, in das eine oder mehrere Schwestern des Vaters vor ihnen hineingeheiratet haben; die alte Frau am Feuer, die gelegentlich ein paar Nörgeleien von sich gibt, soll möglichst auch vom eigenen Clan stammen und so die jungen Frauen nicht hart oder ungebührlich behandeln. Das ungewöhnliche Bild des Zusammenhaltens und der Freundschaft zwischen zwei Ehefrauen und zwischen Schwiegermutter und Schwiegertöchtern kennzeichnet das Verhältnis der Tchambuli-Frauen untereinander. Die Tchambuli-Frauen arbeiten gemeinschaftlich; ein Dutzend findet sich zum Flechten eines der großen Moskitoschlafsäcke zusammen, deren Verkauf die meisten *talibun* und *kinas* einbringt. Gemeinsam kochen sie für ein Fest auf ihren Feuerstellen aus Lehm in runden Töpfen mit terrassenförmigen Aufsätzen, die dicht nebeneinander stehen und von einem Platz zum anderen bewegt werden können. In jedem Wohnhaus sind ein bis zwei Dutzend Feuerstellen, so daß keine Frau allein in einer Ecke zu kochen braucht. Der ganze Betrieb erweckt den Eindruck von Kameradschaft und zielstrebiger, fröhlicher Arbeit, die von Neckereien und lebhaftem Geplapper belebt wird. Bei den Männern dagegen herrscht immer Spannung und gegenseitiges Mißtrauen - hier eine bissige Bemerkung, dort eine versteckte Anspielung: »Warum hat er sich wohl drüben hingesetzt, als er dich auf dieser Seite sitzen sah?« - »Hast du Koshalan mit der Blume im Haar vorbeigehen sehen? Was er wohl vor hat?«

Der heranwachsende Knabe sieht die Welt, die er nun betritt, als ein Netz aus gegensätzlichen Richtungen, deren jede reizvoll ausgeschmückt ist. Er lernt, die Flöte so zu spielen, daß sie wie der Ruf des Kasuars oder wie Hundegebell, wie Vogelgeschrei, wie eine Orgel, wenn mehrere Flöten gleichzeitig geblasen werden, klingt. Wenn er schlau ist und sich beliebt zu machen versteht, kann er eines Tages zwei Frauen haben - oder sogar drei wie Walinakwon. Walinakwon sah gut aus, war ein anmutiger Tänzer und guter Redner; er war stolz und herrisch, aber zugleich höflich und findig. Seine erste Frau hatte er als Kind durch die Sippe der Mutter bekommen, und zwei weitere Frauen hatten ihn selbst gewählt. Er war ein glücklicher Mann. Alle drei Frauen konnten Moskitoschlafsäcke flechten, und Walinakwon war auf dem besten Wege, reich zu werden.

Trotz der männlichen Erbfolge und der Vielweiberei, bei der für die Frauen ein Kaufpreis erlegt werden muß - zwei Einrichtungen, von denen gewöhnlich angenommen wird, daß sie die Frau erniedrigen -, haben bei den Tchambuli die Frauen die eigentliche Macht. Das patrilineare System umfaßt Häuser und Landbesitz zum Bewohnen und zum Bestellen; von der Möglichkeit des Landbestellens machen jedoch nur besonders tatkräftige Männer Gebrauch. Für die Nahrung ist man von der Fischerei der Frauen abhängig. Männer fischen niemals es sei denn, daß plötzlich Fischschwärme im See erscheinen. Dann springen sie frohgemut in ihre Kanus und erlegen ein paar Fische mit Speeren. Auch bei Hochwasser, wenn der Uferweg überflutet ist, fischen sie manchmal nachts beim Schein der Fackeln zu ihrem Vergnügen. Für die Fische werden Sago, Taro und Betelnüsse eingehandelt. Das wichtigste Gewerbe, die Herstellung der Moskitosäcke - für zwei von ihnen kann schon ein gewöhnliches Kanu eingehandelt werden - betreiben ebenfalls nur die Frauen. Ihre Abnehmer sind vor allem die Stämme am mittleren Sepik, und die Nachfrage ist so groß, daß die Käufer bereits im voraus bestellen. Die Frauen überwachen auch den Erlös an *kinas* und *talibun,* überlassen aber den Männern die Durchführung des Tauschgeschäfts. Ein Mann betrachtet diese Reisen als eine Art Fest; sobald ihm ein endgültiges Angebot für einen Schlafsack vorliegt, zieht er, prächtig mit Federn und Muscheln geschmückt, los und verbringt ein paar genußreiche Tage mit der Transaktion. Er zögert und windet sich, macht einen Vorstoß, zieht sich wieder zurück, nimmt diesen *talibun,* weist einen anderen zurück, fordert eine noch schlankere oder besser geschnittene *kina* und wenn die Tauschobjekte vor ihm ausgebreitet liegen, verlangt er, daß die Hälfte davon ausgewechselt und ihm mehr Auswahl geboten wird - etwa so, wie eine moderne Frau mit wohlgefülltem Portemonnaie in der Großstadt zum Einkaufen geht. Aber die *talibun, kinas* und Schnüre aus Conusringen, die er von der Reise mitgebracht hat, darf er nur mit Einverständnis seiner Frau wieder ausgeben. Erst hat er dem Käufer einen guten Preis abgeschwatzt, jetzt muß er die einzelnen Posten des Preises seiner Frau abschwatzen. Von Jugend auf ist dies die Einstellung der Männer gegenüber Besitz. Wirklichen Besitz, der einem tatsächlich gehört, bekommt man gegen schmachtende Blicke und zärtliche Worte von den Frauen. Hat man das Gewünschte erhalten, wird es ein Zahlpfennig im Spiel der Männer; es hat nichts mehr mit wirtschaftlichen Grundlagen des Lebens zu tun, sondern dient der Ehrung eines Schwagers oder der Aussöhnung eines Gekränkten. Der ständige Kleinkrieg zwischen den Männern, die Besänftigung verletzter Gefühle muß durch die Arbeit der Frauen finanziert werden. Wenn eine Frau im Sterben liegt, so denkt sie an die jungen Männer, denen sie geholfen hat, an ihren Sohn, den Sohn der Schwester, den Sohn der Gatten-Schwester; wie wird es dem Jungen ergehen, der Waise ist und niemanden hat, der ihm weiterhilft, wenn sie selbst tot ist? Wenn noch Zeit bleibt, wird sie diesen Jungen holen lassen und ihm eine *kina* oder ein paar *talibun* geben. So ein hübscher Mensch wird sicher andere eifersüchtig machen und in Händel geraten; da braucht er dann die Mittel, sich wieder herauszuarbeiten.

Die Frauen bezeigen den Männern freundliche Toleranz und Wertschätzung. Sie haben Freude am Sport und Spiel der Männer, vor allem an den Theatervorstellungen, die diese für sie veranstalten. Ein besonderes Vergnügen bietet eine große Maskenschau. Bei einem *mwai*-Tanz zum Beispiel tanzen die Frauen um jede Maskengruppe herum. Die Männer tragen ge-

schnitzte Holzmasken, die durch einen Kopfputz aus Blättern und Blumen gehalten werden, in die mit Stöckchen Dutzende von zarten kleinen Schnitzereien gesteckt sind. Jeder hat sich mit Polstern einen dicken Wanst zurechtgemacht, über den eine lange Kette aus mondsichelförmigen *kina*-Muscheln baumelt; sie hängt wie ein Elefantenrüssel über die Taille. Im Polster stecken grimassenschneidende, geschnitzte Gesichter. Die Beine sind von Strohgamaschen umhüllt. So schreiten die Männer von einer Plattform herab, die mit einer Gebirgskulisse als Hintergrund aufgebaut worden ist. Die beiden männlichen Masken tragen Speere, die beiden weiblichen Besen; sie blasen durch kleine Bambusmegaphone und lassen geheimnisvolle Gesänge ertönen, während sie durch das Spalier zuschauender Frauen und Kinder einen Weg auf und ab paradieren. Die Masken sind clan-eigen, und wenn die Masken des eigenen Clans erscheinen, tanzen die Frauen um sie herum und heben sorgsam die Federn und Muscheln auf, die aus dem Zierat des Kostüms fallen. Auf dem Tanzplatz sind keine Männer außer den vielen, die in den Masken stecken; in den männlichen Masken sind ältere Männer, in den weiblichen frivole junge. Die Jünglinge finden ein seltsames, abartiges Vergnügen daran, sich halbverkleidet - meist haben sie wenigstens einer der Frauen die Besonderheiten der Gamaschen als Erkennungszeichen zugeflüstert - unter die Frauen zu mischen. Im Schutz ihrer weiblichen Maske dürfen sie an dem primitiven homosexuellen Spiel teilnehmen, das eine Gruppe von Frauen bei jeder festlichen Gelegenheit darzustellen pflegt. Sind keine Masken auf dem Tanzplatz, spielen die Frauen unter sich, indem sie den Verkehr pantomimisch karikieren. Wenn die maskierten Gestalten auftauchen, so werden die beiden weiblichen in das Spiel einbezogen, nicht jedoch die männlichen. Diese werden von den Frauen mit freundlichem Ernst behandelt, damit sie sich nicht verletzt fühlen. Den weiblichen Masken gegenüber verhalten sich die Frauen sehr aktiv, sie stoßen sie mit den Blätterbündeln, die sie in der Hand tragen, rempeln sie in deutlich herausfordernder Haltung an, kitzeln und necken sie. Diese zweideutige Situation, das Schauspiel, wie Frauen Männern in Frauenmasken den Hof machen, charakterisiert besser als alle anderen Kulthandlungen, deren Zeuge ich war, die Verwicklungen auf dem Gebiet der Sexualität. Die Männer sind zwar dem Namen nach Eigentümer der Häuser, sie sind Familienoberhaupt und sogar Eigentümer ihrer Frauen, aber die eigentliche Initiative und Macht liegt in den Händen der Frau. Den männlichen Masken wird geschmeichelt, einige Frauen, gewöhnlich die älteren und gesetzteren, tanzen mit ihnen und heben den Schmuck auf, den sie verlieren. Den weiblichen Masken gegenüber bekunden die Frauen aggressives sexuelles Verlangen und prahlen mit ihrem Recht zur Initiative. Die jungen Männer können ja mit ihren schweren, rutschenden Masken und unter der Aufsicht der älteren Männer in den männlichen Masken auch weiter nichts tun, als auf dem Tanzplatz auf und ab zu stolzieren und darauf zu warten, daß sich einzelne Frauen an sie pressen und ihnen etwas zuflüstern. Diese Zeremonien werden meist schon nach einer viel kürzeren Anzahl von Tagen, als vorgesehen war, abgebrochen, da Gerüchte über Liebschaften herumschwirren und die älteren Männer erschrecken, die nun finden, sie hätten ihre Ehefrauen zu keinem guten Zweck auf den Tanzplatz gelockt. Denn selbst wenn es unter dem Deckmantel des Tanzes zu keinen neuen Liebschaften gekommen sein sollte, erzeugt doch der Tanz bei den Frauen einen hohen Grad an sexueller Erregung, die in den nächsten Tagen nach Entladung drängen könnte. Die größte Freude an diesen Tänzen haben die jungen Ehefrauen älterer Männer.

Solche Feste sind den Frauen eine willkommene Abwechslung vom Alltag. Leichtfüßig und mit geschickten Händen huschen sie hin und her; von den Fischreusen zu ihren Flechtarbeiten, vom Kochen zum Fischen; immer sind sie gut aufgelegt. Fröhliche Kameradschaft und rauhe Scherze sind an der Tagesordnung. Zu einem Haushalt gehört häufig eine kleine Braut, ein Kind von zehn oder elf Jahren, das seinen Vetter, einen der Söhne des Haushalts, heiraten soll. Es fällt den Frauen nicht schwer, das kleine Mädchen an sich zu gewöhnen. Es ist die Tochter des Bruders, sie kennen es seit seiner Geburt; es ist eine willkommene Hausgenossin, der man verschiedene Handfertigkeiten beibringt und eine Feuerstelle zum Kochen anweist. Im Gegensatz zum Leben der Männer, das angefüllt ist mit kleinen Streitigkeiten, Miß-

verständnissen, Wiederversöhnungen, Dementis und Beteuerungen, denen Geschenke folgen, ist das Leben der Frauen ungewöhnlich frei von Gehässigkeit und Streit. Auf fünfzig Streitigkeiten der Männer kommt bei den Frauen höchstens eine. Ordentlich, emsig und ihrer Macht bewußt, sitzen sie mit ihren ungeschmückten Kahlköpfen lachend in Gruppen zusammen oder halten einen nächtlichen Tanz ohne Männer ab, bei dem jede Frau für sich allein den Tanzschritt ausführt, den sie am aufregendsten findet. Hier ist die Solidarität der Frauen, die Bedeutungslosigkeit der Männer wiederum erkennbar. Für dieses Verhältnis zwischen Männern und Frauen ist das Wohnhaus der Tchambuli charakteristisch, in dem die Frauen unerschütterlich einträchtig die Mitte beherrschen, während die Männer sich an der Tür oder der Hausleiter herumdrücken, geduldet, aber nicht gebraucht werden und sich bald gern wieder in das Haus der Männer zurückziehen, wo sie selber kochen, ihr eigenes Feuerholz sammeln, fast wie Junggesellen leben und sich gegenseitig argwöhnisch beobachten.

Die Gespanntheit unter den Männern der Tchambuli entwickelt sich im Alter der Brautwerbung. Keiner weiß, auf wen die Wahl einer Frau fallen wird, man kann nur wünschen, hoffen und seine Altersgenossen scharf im Auge behalten. Solche Brautwerbung entsteht durch die Anwesenheit von Witwen und unbefriedigten Ehefrauen. Unbefriedigte Frauen gibt es dadurch, daß man einem institutionalisierten Verhalten genauso ohne Rücksicht auf praktische Überlegungen treu bleibt wie die Mundugumor ihrer Tauschehe. Wenn von den »Müttern« seiner Generation, die ein Junge heiraten darf, keine etwas jünger ist als er, so teilt ihm die mütterliche Sippe eine Braut zu, die etwas älter ist. Während er noch unreif und unsicher ist und sich vor der Sexualität fürchtet, reift sie heran und wird vielleicht von einem seiner Brüder oder einem älteren Verwandten in ein Verhältnis gezogen. Die Brüder seiner Mutter werden das zu verhindern suchen, indem sie den Jungen lächerlich machen, wenn er sich nicht zu seiner versprochenen Frau in den Schlafsack legt; sie drohen ihm, daß es Schwierigkeiten geben und die Frau an einen anderen Clan verlorengehen könne. Durch diese Misere wird der Junge noch verschlossener und lehnt immer trotziger die Annäherungsversuche seiner Frau ab. Sie wird dann meist mit einem anderen Mann der Sippe verheiratet. Auch im Fall einer jungen Witwe ist ihre Wahl ausschlaggebend; denn kein Mann ist so töricht, für eine Frau zu bezahlen, die ihm ihre Zuneigung nicht dadurch zu verstehen gegeben hat, daß sie mit ihm schläft. Das wäre, so meinen sie, weggeworfenes Geld. Eine junge Witwe ist eine große Belastung für die Gemeinschaft. Niemand erwartet von ihr, daß sie bis zur Wiederverheiratung enthaltsam lebt. Hat sie denn vielleicht keine Vulva? Der übliche Kommentar in Tchambuli lautet: »Sind denn die Frauen passive, geschlechtslose Geschöpfe, von denen man verlangen kann, daß sie zusehen, wie mit den Formalitäten wegen des Brautpreises die Zeit vertrödelt wird? Von den Männern, bei denen ja das Sexuelle nicht so vordringlich ist, kann man eher erwarten, daß sie sich den Regeln und Vorschriften fügen!«

Doch der Verlauf von treuer Liebe ist hier, wo Frauen herrschen, nicht weniger unsanft als in einer von Männern beherrschten Gesellschaft. Manchmal wird in Schilderungen von Heiratsvereinbarungen die Auffassung vertreten, daß unter der Vorherrschaft von Frauen die Frau zwangsläufig die Freiheit hat zu heiraten, wen sie will, aber das ist wohl ebensowenig ein zwangsläufiges Ergebnis einer Frauengesellschaft wie die Freiheit des Jünglings, selbst seine Frau zu wählen, in einer Männergesellschaft unvermeidlich ist. Der Ehrgeiz einer Mutter kann auch in einer patriarchalischen Gesellschaft die Ehe ihres Sohnes zum Scheitern bringen, und auch bei den Tchambuli läßt man Söhnen und Töchtern nicht mehr Freiheit, als unbedingt erforderlich ist. Das Ideal ist, die Heirat zwischen einem Vetter und seiner Base schon in deren Kindesalter zu arrangieren und auf diese Weise wenigstens einigen Schwierigkeiten zuvorzukommen. Es hängt später vom Charme des Mannes ab, ob es ihm gelingt, weitere Ehefrauen zu erwerben. Eifersüchtig betrachten die älteren Männer die zunehmende Schönheit jüngerer Brüder und später ihrer Söhne, die ihnen bei den eigenen jungen Frauen gefährlich werden kann, deren Gunst sie sich vielleicht beim letzten Aufflackern der Kraft ihrer mittleren Jahre erworben haben. Die jungen Männer beklagen sich bitter darüber, daß die älteren

alle Mittel und Methoden anwenden, um ihre jungen Rivalen auszustechen und sie in den Augen der Frauen herabzusetzen. […]

So gibt es den Streit um Frauen, der bei den Arapesh geächtet und bei den Mundugumor ein wichtiger Bestandteil des Kampfes und des Widerstreits im Leben ist, also auch bei den Tchambuli, wo alte und junge Männer heimlich um die Gunst der Frauen streiten - aber das Ringen findet meist im Untergrund statt. Es ist kein offener Kampf, sondern ein geheimer Wettbewerb, in dem junge Männer wie junge Frauen dem Willen der älteren gegenüber meist den kürzeren ziehen.

Aufschlußreich für die Stellung der Geschlechter sind auch die Geheimkulte der Männer und die Heiligkeit der Männerhäuser. Diese sind eine Verbindung von Klub und Konversationszimmer; die Männer können sich dahin zurückziehen, um den Frauen aus dem Weg zu gehen und ihr Essen selbst zu bereiten; auch dienen ihnen diese Räume als Werkstatt und Umkleideraum für Zeremonien. Frauen betreten diese Häuser nur bei bestimmten zeremoniellen Anlässen. Soll ein Kind skarifiziert werden, so betritt die Frau, die das Kind trägt, das Männerhaus in großer Aufmachung und sitzt stolz auf einem Schemel. Wenn die Männer streiten, versammeln sich die Frauen auf den Hügeln und rufen mit lauter Stimme Ratschläge und Anweisungen ins Kulthaus hinunter, wo die Debatte stattfindet; sie sind auch mit Pfählen und Knüppeln bewaffnet, um notfalls in den Kampf einzugreifen. Kulthandlungen wie das Schlagen der Wassertrommeln und das Flötenspiel sind den Frauen kein Geheimnis, sie hören aber andächtig zu, wenn die »Stimme des Krokodils« ertönt. Ich fragte sie: »Wißt ihr denn, wie dieses Geräusch entsteht?« - »Natürlich, das ist die Wassertrommel, doch sagen wir nicht, daß wir das wissen, sonst würden sich die Männer ja schämen.« Als ich junge Männer fragte, ob ihre Geheimnisse den Frauen bekannt seien, antworteten sie: »Ja, sie kennen sie, sind aber so freundlich, so zu tun, als kennten sie sie nicht, weil sie fürchten, daß wir uns schämen würden. Und wir schämen uns vielleicht so arg, daß wir sie schlagen.«

»Wir schämen uns vielleicht so arg, daß wir sie schlagen.« In diesem Satz liegt der ganze Widerspruch der Tchambuli-Gesellschaft: die Männer herrschen dem Namen nach, spielen aber eine emotional unterwürfige Rolle, sind wirtschaftlich von den Frauen abhängig und überlassen ihnen auch auf sexuellem Gebiet die Führung. Die Steine, die die Frauen zur Selbstbefriedigung verwenden, werden von den Männern gestohlen und als Liebeszauber verwandt: es erfüllt sie nämlich mit Groll, wenn sie nicht Nutznießer der stärkeren weiblichen Sexualität sein sollen. Was die Frauen denken, sagen, tun werden, diese Frage beschäftigt unbewußt jeden Mann, wenn er die dünnen Fäden seiner unbeständigen Beziehungen zu anderen Männern knüpft. Jeder Mann steht allein, spielt eine Vielzahl von Rollen, heute mit diesem, morgen mit jenem verbündet, während die Frauen eine beständige Gruppe bilden, keine Rivalität aufkommen lassen und immer lebhaft, hilfsbereit und heiter sind. Sie füttern ihre Söhne und ihre jungen männlichen Verwandten mit Lotossamen und Lilienwurzeln; den Ehemännern und Liebhabern teilen sie Liebe in angemessener Portion zu. Und doch sind die Männer stärker; sie dürfen ihre Frauen prügeln, und diese Möglichkeit verwirrt den Zustand weiblicher Herrschaft und männlicher untertäniger, koketter Werbung ein wenig. […]

[Fazit; Kap. XVII:]
Wir haben im einzelnen die jeweils typischen Männer und Frauen bei drei primitiven Völkern untersucht. Wir haben festgestellt, daß bei den Arapesh Männer und Frauen eine Persönlichkeit entwickeln, die wir in unserer historisch begrenzten Betrachtungsweise unter dem Elternaspekt mütterlich und unter dem Aspekt der Sexualität weiblich nennen würden. Männer und Frauen werden dazu erzogen, hilfreich, friedfertig und verständnisvoll gegenüber den Bedürfnissen anderer Menschen zu sein. Die Sexualität ist weder für Männer noch für Frauen eine mächtige treibende Kraft. In deutlichem Gegensatz hierzu haben wir bei den Mundugumor den Typus rücksichtsloser, aggressiver, stark sexueller Männer und Frauen vorgefunden, bei dem mütterliche Neigungen kaum vorhanden sind. Männer wie Frauen näherten sich einem

Persönlichkeitstyp, der in unserer Kultur nur von undisziplinierten, äußerst gewalttätigen Männern verkörpert wird. Weder die Arapesh noch die Mundugumor ziehen irgendeinen Nutzen aus einem Gegensatz der Geschlechter. Das Ideal der Arapesh ist der gutartige Mann, verheiratet mit einer ebenso gutartigen Frau, das Ideal der Mundugumor der aggressive und gewalttätige Mann, verheiratet mit einer gleichartigen Frau. Bei den Tchambuli fanden wir die Haltung der Geschlechter in unserer eigenen Kultur geradezu auf den Kopf gestellt, da die Frau der herrschende, sachliche und lenkende, der Mann der weniger verantwortliche und gefühlsmäßig abhängige Teil ist. Daraus ergibt sich eine ganz bestimmte Schlußfolgerung. Wenn das für gewöhnlich den Frauen zugeschriebene Naturell - Passivität, Zartgefühl, Mütterlichkeit - in einem Stamm ohne weiteres als Muster männlichen Verhaltens, in einem anderen als für Mann und Frau in gleichem Maße unzulässig gelten können, besteht überhaupt kein Grund mehr, derartige Verhaltensweisen für geschlechtsbedingt zu halten. Diese Schlußfolgerung ist noch zwingender, wenn wir die Umkehrung betrachten, die sich bei den Tchambuli in der Herrschaft des einen Geschlechtes über das andere vollzogen hat und zwar trotz der formal patrilinearen Institutionen.

Eigenschaften, die als maskulin oder feminin zu gelten pflegen, scheinen demnach mit dem Geschlecht ebenso lose verbunden zu sein wie Kleidung, Kopfputz, äußeres Benehmen, die eine Gesellschaft im Lauf der Zeit jedem Geschlecht zuweist. Vergleichen wir das Verhalten des typischen Mannes der Arapesh mit dem des typischen Mannes der Mundugumor, so spricht alles dafür, die Unterschiede den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen zuzuschreiben. Das gleiche gilt für die Frauen. Nur so ist die einheitliche Entwicklung der Arapesh-Kinder zu friedlichen, zufriedenen, passiven und verläßlichen Menschen und die der Mundugumor-Kinder zu aggressiven, unverläßlichen, gewalttätigen Menschen zu erklären. Die Formung so gegensätzlicher Typen ist nur durch die Wirkung einer Fleisch und Blut gewordenen Kultur zu erklären, und weder Rasse, Ernährungsweise oder Selektion können zur Erklärung herangezogen werden. Wir werden zu der Folgerung gezwungen, daß die menschliche Natur außerordentlich formbar ist und auf verschiedene Kulturbedingungen entsprechend reagiert. Individuelle Unterschiede zwischen Menschen verschiedener Kulturmilieus beruhen fast ausschließlich auf verschiedenen Umweltbedingungen, vor allem auch der frühesten Kindheit, und die Beschaffenheit dieser Umwelt wird durch die Kultur bestimmt. Hierzu gehören die zur Norm erhobenen Persönlichkeitsunterschiede zwischen den Geschlechtern sowie die kulturellen Errungenschaften, denen sich jede Generation - männlich und weiblich - anpassen soll. Zu lösen bleibt jedoch das Problem des Ursprungs dieser gesellschaftlich festgesetzten Unterschiede.

Die grundlegende Wichtigkeit der Umweltbedingungen wird zwar - nicht nur von Laien, sondern auch von speziell damit befaßten Wissenschaftlern - noch immer nicht genügend anerkannt, aber darüber hinaus den möglichen Einfluß von unterschiedlichen Erbanlagen zu erwägen, ist ein waghalsiges Unternehmen. Ein Leser, für den die Anerkennung der erstaunlichen Wirkungsweise von Umweltbedingungen zu einem Teil seines Denkens geworden und der davon überzeugt ist, daß dasselbe Kind zu einem vollwertigen Mitglied jeder dieser drei Kulturen werden könnte, wird die folgenden Seiten natürlich anders aufnehmen als ein Anhänger der Theorie, nach der die Einzelheiten des gesellschaftlichen Verhaltens bereits im Keimplasma festliegen. Wenn wir auch die volle Bedeutung der Formbarkeit des menschlichen Organismus und den überwiegenden Einfluß der Umweltbedingungen erkannt haben, so sind doch noch weitere Probleme zu lösen, und es muß gesagt werden, daß das Verständnis der Umwelteinflüsse diese Fragen erst nach sich zieht. Es sind ausschließlich gesellschaftliche Kräfte, die bei den Arapesh die Kinder zu typischen Arapesh-Menschen heranwachsen lassen, und etwaige Abweichungen können nur vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund erörtert werden.

Damit kommen wir zu einer anderen Frage. Setzen wir die Plastizität der menschlichen Natur voraus, woher kommt der Unterschied zwischen den typischen, von jeder Kultur gefor-

derten Persönlichkeiten oder den von manchen Kulturen typisch unterschiedenen Persönlichkeiten des einen oder anderen Geschlechts? Sind diese Unterschiede kulturbedingt, wie unser Material vermuten läßt, wonach ein neugeborenes Kind ebensowohl zu einem gutartigen Arapesh wie zu einem gewalttätigen Mundugumor erzogen werden könnte, warum gibt es dann überhaupt so auffallende Unterschiede? Wenn die Erklärung für die Persönlichkeitsunterschiede zwischen Mann und Frau bei den Tchambuli nicht in ihrem Körperbau liegt - und diese Annahme müssen wir für die Tchambuli wie für unsere Gesellschaft ablehnen -, auf welchen Grundlagen haben die Arapesh, die Mundugumor und die Tchambuli dann aufgebaut? Kulturen sind von Menschen und aus menschlichem Material geschaffen; sie sind vielfältige, aber vergleichbare Strukturen, in deren Rahmen menschliche Wesen sich zu voller Menschlichkeit entfalten können. […]

Ähnlich ist es mit den sozialen Persönlichkeiten der beiden Geschlechter. Züge, die bei Angehörigen beider Geschlechter auftreten können, werden nur dem einen Geschlecht zugestanden, während sie bei dem anderen geleugnet werden. Die Geschichte der Festlegung der Geschlechtsunterschiede durch die Gesellschaft ist voll von willkürlichen Entscheidungen auf intellektuellem und künstlerischem Gebiet; aber durch die Annahme, daß physiologisches Geschlecht und emotionale Beschaffenheit sich decken müssen, erkennen wir nicht, daß auch bei den emotionalen Zügen eine willkürliche Selektion stattfindet. Aus der Tatsache, daß eine Mutter meist für ihr Kind sorgen will, haben wir geschlossen, daß die Frauen durch einen teleologischen Evolutionsprozeß freigebiger mit diesem Zug ausgestattet worden sind. Da die Männer auf die Jagd gingen, eine Tätigkeit, die Unternehmungsgeist, Mut und Initiative erfordert, haben wir geschlossen, daß diese nützlichen Eigenschaften Teil ihres geschlechtlichen Temperaments sein müssen.

Manche Gesellschaften haben diese Schlüsse sowohl öffentlich wie blindlings gezogen. Steht eine Gesellschaft auf dem Standpunkt, daß Kriegführen eine Hauptaufgabe des männlichen Geschlechts ist, werden alle Knaben zu Mut und Kampflust erzogen. Auch wenn diese Aufteilung, nach der Männer kühn und Frauen zaghaft sind, nicht deutlich ausgesprochen wird, so wird sie doch aus den verschiedenen Beschäftigungsarten erkennbar. Wenn aber eine Gesellschaft einen Schritt weitergeht und erklärt, daß die Männer mutig sind, die Frauen furchtsam, wenn es Männern verboten ist, Angst zu zeigen, während man es den Frauen ohne Einschränkungen gestattet, so wird diese Haltung eindeutig. Mut, Verachtung der Schwäche, des Zurückweichens vor Schmerz und Gefahr - diese Einstellung, die eine so starke Komponente mancher Temperamente bildet, wurde zum Grundton des männlichen Verhaltens gewählt, während das Zeigen von Furcht und Schmerz zum Grundton des weiblichen Verhaltens bestimmt wurde.

Die Verachtung der Furcht und die Bereitschaft, sie zu zeigen, ursprünglich zwei Varianten des menschlichen Temperaments, wurden von der Gesellschaft zu unvereinbaren Wesenszügen für beide Geschlechter erklärt, und zu dieser Anschauung wird jedes Kind erzogen; der Knabe muß die Furcht unterdrücken, das Mädchen darf sie zeigen. In einer Gesellschaft, die diese Norm nicht aufgestellt hat, wird der Stolze, der Gefühlsäußerungen ablehnt, die Zähne zusammenbeißen ganz gleich, welchem Geschlecht er angehört. Dagegen wird der unbeherrschte Mensch, ob Mann oder Frau, Furcht und Leiden erkennen lassen, wenn dies nicht durch die Regeln seiner Gesellschaft ausdrücklich verboten ist. Eine solche in manchen Temperamenten stark betonte Haltung kann durch gesellschaftliche Auslese für alle zur Norm erhoben oder für alle verboten werden, die Gesellschaft kann sie ignorieren oder sie ausschließlich einem Geschlecht zuteilen.

Weder die Arapesh noch die Mundugumor kennen unterschiedliche Haltungen für Mann und Frau, sondern züchten einen einheitlichen Typ ohne Rücksicht auf Klasse, Alter und Geschlecht. Es gibt bei ihnen keine Seher oder Medien, die ihre Eingebungen psychischen Quellen entnehmen, die der Mehrzahl der Menschen verschlossen sind. Die Mundugumor haben zwar ein Kriterium der Auslese, nämlich die Bestimmung zum Künstler für den, der mit der

Nabelschnur um den Hals geboren wird, während allen anderen die Ausübung künstlerischer Talente versagt wird. Ein mit einer Hautkrankheit behafteter Knabe ist dazu bestimmt, ein verdrossener, asozialer Einzelgänger zu werden und sieht sich in eine paria-ähnliche Stellung gedrängt. Von diesen beiden Ausnahmen abgesehen, wird keinem von Geburt an eine besondere Rolle zugemutet. Ebenso wie es keine Rangunterschiede gibt, nach denen der eine der höheren, der andere der niederen Kaste angehört, bestehen auch keine Unterschiede der Geschlechter, die Männern und Frauen verschiedenartige Empfindungsweisen unterstellen.

Bei den Tchambuli hingegen ist einerseits manches bizarr, andererseits vieles durchaus verständlich. Sie erkennen immerhin den Geschlechtern zwei unterschiedliche Charaktere zu und gründen auf diese Unterscheidung ihren sozialen Aufbau, der die herkömmlichen Rollen freilich umkehrt. Nimmt man auch nicht an, daß alle Mädchen der Tchambuli als herrschsüchtige, aktive, führende Persönlichkeiten geboren werden, die auf sexuellem Gebiet die Führung haben wollen, besitzgierig, entschlossen, robust und zielbewußt sind, so entwickeln sie sich doch zu diesem Typus. Und wenn auch vermutlich nicht alle Tchambuli-Männer von Natur aus verständnisvolle Partner in dem zugunsten der Frauen inszenierten Spiel sind, so zeigen doch die meisten Tchambuli-Jünglinge dieses kokette, schauspielerische Benehmen. Gerade weil die Formung männlicher und weiblicher Persönlichkeit bei den Tchambuli unseren Vorstellungen entgegengesetzt ist, können wir erkennen, daß die Tchambuli-Kultur bestimmte Charakterzüge den Frauen und andere, ebenso willkürlich, den Männern zugeteilt hat.